

JENS BÖTTCHER

**HERR STURM
UND DIE
FARBE DES
WINDES**

Eine fabelhafte Reise durch
die Welt des Glaubens

SCM

Süden Hamburgs, inmitten vieler anderer gleich aussehender Häuser, mitten in der Welt.

Auch dieses Haus war ein Regentropfen.
Wie Hondo, der beste Spion der Republik.
Wie ich.

3

Ich ging die Treppenstufen zum Hauseingang hinauf und klingelte. Dann hörte ich von innen eine Treppe knarren, Schritte näherten sich und ein alter Mann öffnete die Tür.

»Sie sind Herr Bischoff? Guten Tag«, sagte ich, während er mich aus dem Halbdunkel des Hausflurs heraus mit einem Lächeln begrüßte, das dem Leben mühselig abgerungen, aber ehrlich und vor allem sehr sanft wirkte.

»Guten Tag, ja, Herr Sturm, nicht wahr?«, begrüßte er mich höflich und bat mich mit einer einladenden Geste herein. Er gab mir flüchtig die Hand, drehte sich um, knipste ein Flurlicht an und ging voraus.

»Bitte folgen Sie mir, wir setzen uns in die Küche, da ist es am gemütlichsten.«

Ich folgte ihm und betrachtete auf dem kurzen Weg seine Rückseite. Er hinkte ein wenig, dem Gang nach zu urteilen mochte er Mitte 70 sein, sein bleiches Haar war schütter, einen Hauch zu lang und deshalb etwas wuschelig. Er trug einen rot karierten Morgenmantel aus feinem Seidenstoff. Als wir in der Küche angekommen waren und er auch dort eine kleine Lampe angeknipst hatte, sah ich zum ersten Mal deutlich sein Gesicht.

Tiefe Furchen zogen sich kreuz und quer über seine Wangen und seine Stirn und verliehen ihm das Aussehen einer ledrigen, antiqua-

rischen Landkarte. Ich dachte mir, dass dieser Mann sogar ohne Arme noch ein gefundenes Fressen für jede Jahrmarkt-Handleserin sein würde. In all dem strahlte er jedoch eine ungewöhnliche Milde aus, die mir mehr als merkwürdig vorkam. Jede seiner Bewegungen schien in seltsames inneres Licht getaucht. Ich verbuchte diese Beobachtung spontan unter *Dieser Mensch hat schon viel erlebt*. Und mahnte mich trotz allem zur Vorsicht.

»Setzen Sie sich, Herr Sturm«, sagte er mit seiner freundlichen, recht heiseren Stimme, die ihn plötzlich um weitere fünf Jahre älter erscheinen ließ.

»Nehmen Sie Ihren Kaffee schwarz oder mit Milch?«

Bischoff drehte sich um und schenkte uns aus einer silbernen Thermoskanne ein.

»Mit einem Schuss Milch bitte«, sagte ich und verkniff mir die Frage, woher er die Gewissheit nahm, dass ich einen Kaffee wollte.

14 »Sie sehen nicht aus wie ein Teetrinker«, sagte er, als hätte er meinen Gedanken gehört, und fügte die Frage an, ob ich meine feuchte Jacke drüben im Wohnzimmer vor den Kamin hängen wollte.

»Danke, sehr freundlich, es geht schon«, sagte ich.

Er stellte eine halb volle Tasse vor mich auf den Tisch, ein kleines Kännchen mit Milch daneben und lächelte wohlwollend. Dann prostete er mir mit seinem Becher zu.

»Bitte entschuldigen Sie die Unordnung.« Er deutete auf einen nicht abgewaschenen kleinen Topf auf der Spüle.

Ts, er hätte mal meine Spüle sehen sollen. Da stand noch der klebrige Nudeltopf von letzter Woche, von all dem anderen Krempel ganz zu schweigen.

»Oh, das ist absolut kein Problem«, gab ich zurück und schaute ihn nun etwas fragend an.

Das bemerkte er. »Sie möchten sicher mehr erfahren, Herr Sturm. Und ich komme natürlich gleich darauf. Zuvor möchte ich *Sie* aber noch ein paar Dinge fragen, wenn Sie erlauben.«

»Natürlich, gern«, sagte ich. Bei der ungewöhnlichen Vorge-

schichte unseres Treffens empfand ich das als durchaus nachvollziehbar.

»Sie haben auf meine Zeitungsanzeige recht schnell reagiert«, sagte er ohne Fragezeichen und ließ dennoch eine Pause für eine mögliche Antwort.

»Oh, wirklich?«, sagte ich und versuchte dabei eher höflich zu sein, als bewusst den Unwissenden zu spielen. »War ich denn der Erste, der geantwortet hat?«

Ich fand die Frage selbst einigermaßen blöd, denn Bischoff hatte in seiner Anzeige weder eine Telefonnummer noch eine E-Mail-Adresse angegeben. Jetzt wurde mir zumindest Letzteres etwas klarer, denn er gehörte offensichtlich zu einer Generation, die nicht unbedingt auf die Vorzüge des Internets schwor. Das mit der fehlenden Telefonnummer und dass er in seiner Anzeige um eine schriftliche Bewerbung per Brief gebeten hatte, war trotzdem ziemlich, na ja, anachronistisch. Ebenso wie der Inhalt der Anzeige selbst. Ich konnte immer noch den genauen Wortlaut wiedergeben, so einprägsam und merkwürdig war sie mir nämlich vorgekommen, als sie mir inmitten der anderen Kleinanzeigen aus dem örtlichen Werbeblatt ins Auge gefallen war:

**»Besonderer Auftrag für interessierten Schriftsteller, der mit der Löschtaste umgehen kann.
Exquisites Honorar.«**

Ob ich also der »Erste« gewesen war, der auf die Anzeige geantwortet hatte, war eine dumme Frage, denn wer konnte schon wissen, ob mein Brief länger unterwegs gewesen war als die der anderen Bewerber. Und ich war sicher, dass sie zahlreich waren. Das versprochene *exquisite Honorar* allein war dafür wohl eine Garantie.

»Nun ja«, sagte Bischoff und nahm vorsichtig einen Schluck aus seiner dampfenden Kaffeetasse, »Ihr Brief erreichte mich ja bereits einen Tag, nachdem die Anzeige erschienen war.«

»Ja, ich hatte mich in der Tat recht schnell entschieden, Ihnen zu antworten und mehr über Ihren Auftrag erfahren zu wollen«, sagte ich und fügte an: »Wie viele Bewerbungen haben Sie denn bekommen?«

»Ich habe nur Ihre geöffnet«, sagte Bischoff seelenruhig.

Ich war erstaunt.

»Das ist ja interessant«, sagte ich, »und darf ich fragen, warum?«

»Nun, ich wollte in diesem Fall das Schicksal ein Wörtchen mitreden lassen. Deshalb hatte ich das Vorgehen zuvor so im stillen Kämmerlein mit mir verabredet.« Er lächelte.

»Dann nehme ich das, ebenso wie diesen Kaffee, nun aus des Schicksals Hand mit der gebotenen Dankbarkeit«, imitierte ich seinen etwas pathetischen Tonfall und lächelte dabei unsicher. Und hoffte, dass er mich nicht für einen Idioten hielt. Ich konnte gar nicht sagen, warum ich das hoffte. Normalerweise war mir so etwas nämlich seit einigen Jahren ziemlich egal. Ich prostete ihm kurz zu und nippte an der Kaffeetasse. Und fragte mich dennoch weiter, wie viele Bewerbungen er wohl auf seine Anzeige bekommen hatte. Aber ich behielt es für mich.

16

Schicksal. O. k. für mich. Schicksal war auch wie Regen. Dieser Tag, dieses Treffen, war auch nichts weiter als ein neuer Regentropfen, nur ein weiterer, einer von den Zehntausenden, die mir bisher vergönnt oder auferlegt worden waren.

»Lesen Sie die Kleinanzeigen regelmäßig, Herr Sturm?«

Bischoffs Frage kam mir deshalb so prägnant vor, weil sie genau ins Schwarze meiner eigenen Überraschung traf.

»Um ehrlich zu sein, habe ich seit etwa fünf Jahren keinen einzigen Blick in dieses Käseblatt geworfen.« Ich musste schmunzeln.

»Die Antwort ist also: nein, eigentlich nie.«

»Warum haben Sie es dann diesmal getan?«

Ich fuhr fort zu schmunzeln, weil ich die Antwort nicht wusste.

»Keine Ahnung. Wohl auch Schicksal«, sagte ich.

Bischoff lachte.

»Richtig«, sagte er. »Nun möchten Sie sicher mehr Details erfahren.«

»Ja, bitte, gerne. Und ich möchte Sie natürlich auch fragen, wie Sie das mit der Löschtaste meinten.«

Er zögerte.

»Gewiss. Ich möchte Ihnen aber zunächst sagen, dass ich einen wirklich talentierten und hingeebenen Schreiber suche.«

»Ich kann leider nicht beurteilen, ob einer vor Ihnen sitzt«, sagte ich und meinte das ernst. Ich lebte nun zwar seit mehr als zwanzig Jahren vom Schreiben, aber die paar Dinge, die ich aus wirklicher Überzeugung verfasst und veröffentlicht hatte und von denen ich selbst dachte, dass sie womöglich Spuren von Substanz enthielten, rangierten in den Bestsellerlisten da draußen irgendwo auf den unteren Milliardenrängen. Meine Laufbahn als Schriftsteller hatte vor etwa fünfzehn Jahren mit einem Bändchen namens »Die Irrfahrten des Trottel«, der zufällig meinen Namen trägt« begonnen. Es war eine ironische und dem Anschein nach semiautobiografische Schrift gewesen, wie sie theoretisch von vielen Menschen hätte veröffentlicht werden können, die sich a) für wichtig genug hielten, um aus ihrem Leben zu erzählen, und b) dachten, dass sie ausreichend gute Schreiber waren. Allerdings war ich dem Titel zum Trotz nicht selbstverliebt oder mutig genug gewesen, wirklich aus meinem Leben zu erzählen. Stattdessen hatte ich als Kapitelaufakt immer nur kurze biografische Absätze geschrieben und dann insgesamt etwa hundert Seiten darüber, wie mir das Leben als Mensch lieber wäre. In meinem Buch gab es gutmütige Dinosaurier, die Pfeife rauchten und sich Leoparden als Haustiere hielten, und es gab Zwerge, die in verborgenen Waldstückchen lebten und nach Einbruch der Dunkelheit ein geheimes Billardcafé betrieben, in das einige eingeweihte Städter kamen, um sich bei der Lektüre von unveröffentlichten Tim-&-Struppi-Comics von der Realität zu erholen. Und es gab Mütter, die ihre Söhne liebten. Und Beziehungen zwischen Mann und Frau, die funktionierten. Alles einigermaßen absurd. Und wurde wahrschein-

lich deshalb auch nur von einem klitzekleinen Verlag veröffentlicht, der sich dann auch von den relativ enttäuschenden Verkaufszahlen nicht abschrecken ließ. So waren meinem Erstling noch vier weitere Bücher gefolgt. Im letzten hatte ich es sogar gewagt, Gedichte zu veröffentlichen. Alle Bücher waren entweder persönlich oder avantgardistisch und wurden tatsächlich nur von gefühlt einer Handvoll Lesern gekauft. Der Gedichtband ging, soweit ich weiß, exakt drei- undvierzigmal über die Ladentheke. Nicht unbedingt das, was man einen Bestseller nannte, sofern man nicht an einer unheilbaren Nervenkrankheit litt. Das Geld für die Miete meiner kleinen Bude und meinen abendlichen Wein verdiente ich nach recht langer Zeit des kreativen Herumtingelns durch verschiedene Fernsehredaktionen nun seit ein paar Jahren frustriert und missmutig mit dem Schreiben dämlicher Seifenopern beim Privatfernsehen. Mein letztes Buch, das mit den Gedichten, war jedenfalls schon ein paar Jahre her.

18

»Sie stapeln tief, Herr Sturm.« Bischoff runzelte die Stirn.

»Woher wollen Sie das wissen?«, sagte ich, ohne seine Freundlichkeit gering zu schätzen.

»Ich weiß es, weil ich Ihre Bücher gelesen habe.«

»Wollen Sie mich auf den Arm nehmen?«

»Nein, nicht doch. Das würde ich nie tun. Ich habe alles von Ihnen gelesen. Sie schreiben ganz hervorragend, wirklich. Deshalb bin ich auch besonders froh, dass Sie auf meine Anzeige reagiert haben.«

»Sie werden sicher verstehen, dass mich das überrascht, oder?«, fragte ich ungläubig nach.

»Schon. Aber lassen Sie uns doch direkt zum Thema kommen. Ich suche jemanden, der ein ganz bestimmtes Buch für mich schreibt.«

»Einen Ghostwriter für Ihre Lebensgeschichte?«, beeilte ich mich, seine Bemerkung ungefragt zu ergänzen.

»Nicht ganz. So aufregend ist das Leben eines alten Postboten auch wieder nicht.«

Ein Schmunzeln wehte über sein Gesicht und schien die Leder-

kanten für eine Sekunde etwas zu glätten. Bischoff schenkte sich Kaffee nach. »Es ist etwas, na ja, sagen wir mal *ungewöhnlicher*. Ich werde nicht mehr lange hier sein, weil ich bald auf eine längere Reise gehe. Also habe ich nicht mehr viel Zeit für dieses besondere Buch.«

»Aber ich verstehe schon richtig, dass ich es *für Sie* schreiben soll?«

»Ja, schon«, sagte Bischoff. Sein Gesichtsausdruck bekam plötzlich eine Ernsthaftigkeit, die zuvor nicht bemerkbar gewesen war. »Aber nicht in dem Sinne, dass Sie aufschreiben sollen, was ich gerne hätte oder Ihnen gar etwas in die Feder geben würde. Sie sollen vielmehr einfach beschreiben, was Sie sehen, beobachten, was Ihnen widerfährt.«

»Aber ich schreibe doch stellvertretend für Sie?« Ich verstand weiterhin nicht recht.

»Hm, nicht wirklich«, sagte Bischoff.

Er stützte seinen Kopf nun auf eine seiner Hände, schaute mich mit schiefem Kopf an und sah dabei nun ein bisschen aus wie ein Hundewelp mit einer rätselhaften Alterskrankheit.

»Herr Sturm, ich möchte das Buch ja nicht schreiben, ich möchte es *lesen*.«

»Ich verstehe zwar nicht recht, aber ... so weit, so gut ...«, schob ich nach.

»Und wollen Sie das Buch dann hinterher veröffentlichen?«

Bischoff lachte wieder. »Nein«, sagte er. »Ich möchte es einfach nur lesen. Sie können es dann selbst veröffentlichen, falls Sie möchten. Wenn nicht, ist es mir auch recht.«

Die ganze Sache kam mir inzwischen vollkommen absurd vor. Ein alter Mann, der eine Anzeige in einem Schwachsinnblatt schaltete, das ich normalerweise nie aufschlug, der meine Bücher gelesen hatte, meine Arbeit als Schreiber kannte und schätzte und aus wahrscheinlich vielen Einsendungen nur meine Bewerbung geöffnet hatte? Ich konnte mein Misstrauen nicht länger unterdrücken.

»Sie erwähnten in Ihrer Anzeige ein *exquisites Honorar*«, sagte

ich und versuchte dabei, entschlossen, aber nicht unhöflich zu wirken.

»Oh ja, sicher«, sagte Bischoff und stand vom Tisch auf. »Ich hole es.« Er ging zum Küchenschrank, holte eine kleine Schachtel aus einer Schublade und stellte sie neben meine Kaffeetasse. Sie war sehr hübsch, als stamme sie aus einer anderen, längst vergangenen Epoche, und war mit handgearbeiteten Schnörkeln und Insignien verziert.

»Wenn Sie fertig sind, gehört diese Schachtel mitsamt Inhalt Ihnen.« Bischoff lächelte mich jetzt an, als wäre er der Zwilling vom Nikolaus.

»Darf ich hineinschauen?«

»Nein, Verzeihung, erst wenn Sie mit dem Auftrag fertig sind.«

»Das ist, ähm, alles sehr ... speziell ...«, stotterte ich.

»Ich verspreche Ihnen, dass sich in dieser Schachtel etwas befindet, das aus Ihnen einen sehr reichen Mann machen wird, Herr Sturm. Meine einzige Bedingung ist, dass Sie mir vertrauen.«

»Hm«, murmelte ich und lächelte unsicher. »Warum sollte ich?«

»Überlegen Sie es sich. Spüren Sie in sich hinein. Es reicht, wenn Sie mir übermorgen Bescheid geben.«

»Na gut«, sagte ich. »Aber ich möchte bitte noch etwas mehr über den Job erfahren. Was und worüber soll ich schreiben, was soll ich beobachten? Was ist der Sinn der ganzen Sache?«

»Ich habe eine Liste mit ausgewählten Adressen, Herr Sturm«, sagte Bischoff nun wieder entschlossen. »Es sind insgesamt zwölf. Ich möchte Sie bitten, diese Menschen in meinem Auftrag aufzusuchen. Die Termine und genauen Uhrzeiten sind auf der Liste vermerkt. Ich möchte, dass Sie aufschreiben, was Sie in den Gesprächen erfahren. Sie haben alle Freiheiten. Schreiben Sie, was Sie sehen, schreiben Sie, was Sie wollen. Es gibt nur eine Einschränkung: Schreiben Sie über das, was diese Menschen glauben. Darum geht es mir. Ich möchte erfahren, was ihnen Antrieb gibt, ob und auf welche Weise sie religiös sind, was sie ersehnen und wünschen und hof-

fen. Schreiben Sie über den Glauben der Welt, die Ansichten und Sehnsüchte der Menschen. Finden Sie die Substanz in ihren Aussagen. Und dann schreiben Sie darüber, was Ihnen selbst durch den Kopf geht. Schreiben Sie in und zwischen den Zeilen, ich weiß ja bereits, dass sie diese Kunst beherrschen. Der Sinn und Zweck dabei ist, einen Schlüssel zu einem gewaltigen Schatz zu finden, der für mich von sehr großer Bedeutung sein wird.«

Ich konnte nicht verhindern, dass mir ein kleines, fast hysterisches Lachen entfleuchte.

»Glauben? Sehnsucht? Religion? Ein Schatz? Verzeihung ... aber das ist fast zu viel des Guten, Herr Bischoff«, stolperten die Worte etwas tölpelhaft aus mir heraus. Es tat mir sofort leid, dass ich sie gesagt hatte. Wer war ich denn, einem alten netten Mann reinzureden, was er mit dem Rest seiner Lebenszeit anstellen sollte?

»Ja, Sie haben recht.« Bischoff ließ sich nicht irritieren. »Es ist tatsächlich zu viel des Guten. Es ist womöglich so viel Gutes, dass es kaum zu fassen ist. Deshalb werden Sie es nicht bereuen. Ich hoffe, dass Sie den Mut aufbringen, Herr Sturm. Vielleicht hilft es Ihnen, wenn ich Ihnen zuvor noch eine wichtige Frage stelle.«

»Sie mir? Nur zu.«

»Wenn *Sie* in einem Satz zusammenfassen müssten, was Sie im Leben suchen, was Sie ersehnen, was Sie glauben – was würden Sie spontan antworten? Ohne nachzudenken.«

Alles in mir sträubte sich. Tausend Gedanken fuhren plötzlich durch meinen Kopf, als wäre er eine besonders herausfordernde Achterbahn auf einem Rummelplatz, den ich nie wieder besuchen wollte. Das war eine sehr persönliche Frage und ich wusste nicht, ob ich dem alten Mann die gewünschte Auskunft geben wollte. Oder überhaupt konnte. Und dann noch *ohne nachzudenken*. Ts. Wie sollte das denn bitte gehen. *Ohne nachzudenken* gab es in meinem Leben gar nicht.

»Verzeihung«, sagte ich. »Ich bin nicht wirklich sicher, ob ich darauf antworten möchte.«

Bischoff lachte wieder. »Ja, das habe ich erwartet«, sagte er. »Es ist auch wirklich eine sehr schwere Frage. Überlegen Sie es sich einfach. Wie gesagt, es reicht, wenn Sie mir übermorgen Bescheid geben. Wenn Sie möchten, kommen Sie zum Abendessen und wir besprechen alles Weitere. Wenn Sie nicht kommen, werde ich das als Absage, aber ich werde nicht beleidigt sein. Versprochen.«

Bischoff nahm die kleine, ungeöffnete Schachtel vom Tisch und legte sie zurück in die Küchenschublade.

Ich stand auf und ging durch den Flur zurück zur Eingangstür. Er folgte mir. Kurz vor der Tür drehte ich mich zu ihm um. Als er an mir vorbeiging, die Klinke drückte und ich ihn dabei wieder so sanftmütig lächeln sah, ergriff mich eine Art spontane Traurigkeit, die ich mir überhaupt nicht erklären konnte.

Es war, als hätten seine Worte wie ein Pfeil eine Fassade in mir durchdrungen, von der ich nicht gewusst hatte, dass sie überhaupt existierte.

22

»Denken Sie in Ruhe nach«, sagte er und öffnete mir die Tür. »Und fürchten Sie sich nicht.«

Diese Bemerkung löste leichte Empörung in mir aus. Wovor sollte ich mich denn fürchten? Aber ich ging nicht darauf ein.

»Entschuldigen Sie, Herr Bischoff«, sagte ich, »eins noch. Als Sie vorhin sagten, Sie wollten das *Schicksal mitentscheiden lassen* ... war meine Bewerbung nun also die erste? Und wie viele andere haben Sie bekommen?«

Bischoff lächelte nun noch freundlicher, falls das möglich war, fast so, als hätte er die ganze Zeit darauf gewartet, dass ich diese Frage noch stellen würde.

»Um ehrlich zu sein«, antwortete er, »Ihre Bewerbung war nicht nur die erste. Sie war auch die einzige.«

»Ich weiß nicht, warum, aber das überrascht mich nicht wirklich«, sagte ich mit einer Festigkeit in der Stimme, die mir selbst völlig unangemessen vorkam. »Dann bleibt also nur noch die Frage ...«

»Ja, richtig«, sagte Bischoff, »ich wusste, dass Sie nicht gehen würden, ohne sie ein weiteres Mal gestellt zu haben.« Er lächelte weiter.

»Wieso der Hinweis auf die Löschtaste?«, sagte ich. »Wollen Sie, dass ich das, was ich aufschreibe, wieder lösche? Dann, wenn Sie es gelesen haben?«

»Nein, nein«, winkte Bischoff ab und wirkte, als verkniffe er sich mühsam ein weiteres Lächeln. »Ich sagte doch bereits, dass Sie anschließend mit Ihrem Text machen können, was Sie möchten. Bitte verzeihen Sie, dass ich es Ihnen jetzt noch nicht näher erklären kann. Aber Sie werden es später verstehen. Haben Sie bitte etwas Geduld.«

»Ich verstehe wirklich überhaupt nichts«, sagte ich zögerlich.

»Wir sehen uns dann also übermorgen zum Abendessen, hoffentlich«, sagte Bischoff.

Dann nickte er mir zu, reichte mir die Hand und entließ mich mit einem weiteren freundlichen und sanften Blick in die Nacht.

Ich hörte ihn leise ein Lied summen, als die Tür ins Schloss fiel und er sie von innen verriegelte.

Hondo, der bettelnde, tragikonesische Spion, saß noch immer im Hofeingang. Er winkte, als er mich sah.

Ich nickte ihm zu und verschwand im Regen, der immer noch fiel, mich in sich aufnahm und barg wie eine wohlwollende Mutter ihren traurigen Sohn.

4

Als ich mich am nächsten Morgen aus den Laken schälte, hatte ich einen ziemlich dicken Kopf. Das lag nur zum Teil an der billigen Flasche Weißwein, die ich gleich nach meiner Heimkehr geleert hatte. Ich befürchtete einen Migräneanfall, der dann aber glücklicherweise irgendwo in meinem System seine Nahverkehrsverbindung